



Zoe Fishman

*Sonnengruß
für Regentage*

Roman

List

Zoe Fishman

*Sonnengruß
für Regentage*

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hedda Pänke

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage Juli 2011

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011

Copyright © 2010 by Zoe Fishman

Published by arrangement with HarperCollins Publishers, LLC.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Balancing Acts (HarperCollins, New York)

Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: gettyimages, © Frederic Lucano

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-61039-9

List Taschenbuch

TEIL EINS

Puraka

KAPITEL I

Charlie

Pranayama (Sanskrit, Kontrolle der Vitalenergie)

Vier Schritte sind nötig:

Puraka: Einatmen

Antara Kumbhaka: Luft anhalten (mit vollen Lungen)

Rechaka: Ausatmen

Bahya Khumbhaka: Luft anhalten (mit leeren Lungen)

Schnell und geschmeidig erhob sich Charlie vom Boden, sammelte die Woldecken ein und legte sie zusammen. Lächelnd sah sie zu, wie die Kursteilnehmer wieder in ihre Winterjacken schlüpfen, um sich gegen die schneidende Kälte draußen zu wappnen, und registrierte zufrieden den Kontrast zwischen ihren absolut entspannten Gesichtern und den verkniffenen Mienen, mit denen sie eine Stunde zuvor im Studio erschienen waren.

Wieder einmal bewunderte sie, wie Yoga die Menschen wieder zu sich selbst bringen konnte. Es gab ihr ein ausgesprochen gutes Gefühl, die vom New Yorker Alltag gestressten Gemüter ihrer Schüler mit jeder Übung ebenso zu entkrampfen und zu entspannen wie ihre Körper. Charlie wandte sich den Fenstern zu, die auf die geschäftige Straße in Brooklyn hinausführten, dann schaute sie wieder auf das inzwischen leere Studio und lächelte.

Sich vorzustellen, dass das alles ihr gehörte, dass sie wahrhaftig Meisterin ihres eigenen Schicksals war. Nicht schlecht. Manchmal musste sie sich selbst kneifen. Als Charlie das Licht ausknipste, blickte sie auf die Uhr an der Wand.

Viertel nach fünf! Verdammt, dachte sie. Ihr blieben nur noch fünfunddreißig Minuten, um nach Midtown

zu gelangen, und sie befand sich hier weit draußen in Bushwick. Bitte, jetzt bloß keine der üblichen Pannen bei der Subway. Da keine Zeit zum Duschen blieb, unterzog sie ihre Achselhöhlen einer hastigen Geruchsprobe und kam zu dem Schluss, dass ein Tropfen Parfum Abhilfe schaffen würde.

»Toll!«, hörte Charlie eine Stimme hinter sich sagen und drehte sich um.

»Was ist? Hast du noch nie gesehen, wie sich jemand beschnuppert, Julian?«

»Doch. Gorillas machen das ständig.« Grinsend sah er von seinem Computer am Rezeptionstisch auf. »Und? Inspektion erfolgreich verlaufen?«

»Bin frisch wie der junge Morgen! Was gibt's Neues im Netz?«

»Es ist wieder mal ein Ex-Teenie-Star in der Psychiatrie gelandet, und Scientology hat offenbar den nächsten Topschauspieler eingefangen«, antwortete Julian kopfschüttelnd. »Ich wette, das kommt von der schädlichen Wirkung der Sprays.«

»Wovon redest du?«, rief Charlie, die in den angrenzenden Waschraum gegangen war, um sich umzuziehen. Sie holte ihren roten Lieblingspullover aus der Sporttasche und schüttelte ihn aus.

»Von all diesen jungen Dingen, die den Verstand verlieren. Ich glaube, das giftige Zeug in diesen Haarsprays sickert ihnen ins Gehirn. Vielleicht sollten wir ein Spray mit organischem Festiger entwickeln. Ich wette, Felicity hat ein Rezept dafür. Wir könnten das Zeug hier verkaufen und einen Haufen Geld scheffeln!«

»O ja, großartig. Yoga und Haarfestiger. Wir könnten auch gleich Botox anbieten«, sagte Charlie und zog ihre Stiefel über die Jeans.

Lachend stand Julian auf und streckte sich. »Ich glaube, das könnte unser großer Durchbruch sein. Ein Yoga-Studio für das neue Jahrtausend.« Er beobachtete, wie Charlie ihre honigblonden Haare zu einem Knoten aufsteckte. »Wo willst du hin, Schönheit?«, wollte er wissen.

Charlie schwieg einen Moment, während sie ihr Lipgloss hervorholte. »Nun, zu meinem Pseudo-Klassentreffen. Wiedersehen zehn Jahre nach dem College.«

»Tatsächlich? Sehnt du dich etwa nach dem Wiedersehen mit einem alten Jugendfreund, um die alte Leidenschaft wieder aufleben zu lassen? Danach, dass er wieder deine Bücher trägt und dir den Kopf hält, während du kotzen musst? Schätzchen, du weißt doch, dass dein großer Held aus Studientagen inzwischen Glatze trägt, mit irgendeiner Schlampe verheiratet ist und drei Kinder hat. Ach ja, und seine Hosen haben Bügelfalten.« Bei der Vorstellung zuckte Charlie unwillkürlich zusammen. »Aber Moment mal. Warum ist es ein Pseudo-Treffen und kein richtiges? Bist du etwa zu cool für Namensschilder und Hamburger mit Eisbergsalat von einem Catering-Sevice? Danach vielleicht ein Jell-O-Dessert und später ein kleines Tänzchen zu Black Sheep und Biggie Smalls?«

Charlie lachte. »Black Sheep? Großer Gott. Das klingt wie ein Echo aus fernster Vergangenheit. Nein, ich bin durchaus nicht zu *cool*. Es ist nur so, dass der Ehemaligenverein der Boston University irgendetwas in New York auf die Beine stellen wollte, weil viele von uns inzwischen hier leben. Zehn Jahre seit unserem Abschluss. Eigentlich kann ich es kaum glauben.« Sie hielt inne und dachte nach. Eine *ganze Dekade*. Verdamm! »Ich habe eine Einladung per E-Mail bekommen und beschlossen hinzugehen. An der Wiederbelebung irgendeiner längst vergangenen Schwärmerei habe ich übrigens nicht das ge-

ringste Interesse. Mir schwebt für heute Abend nur ein Ziel vor.«

»Eine Vorführung deiner Yoga-Künste?«, fragte Julian.

»Weniger. Aber natürlich werde ich über Prana Yoga reden. Bestimmt hat diese oder jener schon ein schlechtes Gewissen, weil der Neujahrsvorsatz, etwas für sich zu tun, noch immer nicht in die Tat umgesetzt wurde. Das Timing könnte nicht besser sein.«

»Das ist gar keine schlechte Idee, Miss Geschäftstüchtig«, erwiderte Julian. »Aber deine Yoga-Künste solltest du trotzdem zeigen. Etwas für die Augen kann nie schaden.«

»Was bist du? Mein Zuhälter?«, schnaubte Charlie. »Das ist ja ein starkes Stück. Aber im Ernst, wir müssen alle strampeln, um unsere Brötchen zu verdienen. Auch du, Mister.«

»Donnerwetter, Charlie! Tolle Erkenntnis.«

Prana Yoga gehörte Charlie, Julian und Felicity zu gleichen Teilen, und seit der Eröffnung vor zwei Monaten hatten sie sich sehr bemüht, die Kurse voll zu bekommen. Ihre intensive Werbung war nicht erfolglos geblieben, aber das angestrebte Ziel hatten sie noch längst nicht erreicht. Die Führung eines Unternehmens war kein Kinderspiel, selbst wenn das Unternehmen auf Zen-Prinzipien und dem Grundvertrauen in das Universum basierte. Mit allen Omms der Welt konnte man weder Strom noch Heizung noch Hypotheken bezahlen. Von Gas und Wasser ganz zu schweigen.

Darauf waren sie natürlich vorbereitet gewesen. Charlie hatte höchst erfolgreich an der Wall Street gearbeitet, Julian auf dem Immobilienmarkt ein kleines Vermögen verdient und Felicity ein eigenes Yoga-Studio besessen.

Doch bei aller geschäftlichen Erfahrung und Begeisterung der drei war es nicht leicht, ihren Traum am Leben zu erhalten.

»Wo warst du heute auf Werbetour?«, fragte Charlie.

»In sämtlichen Coffee Shops und Schickimicki-Boutiquen von Williamsburg und Carroll Gardens. Habe Flyer verteilt und an Schwarze Bretter gepinnt. Bevor ich herkam, habe ich die Flatbush Avenue abgegrast. Und dann ist da natürlich noch mein ultimativer Marketing-Coup.« Er zeigte auf den Hundekorb hinter dem Schreibtisch. George und Michael, die beiden verhätschelten Möpfe von Julian und seinem Freund Scott, blickten mürrisch zu Charlie auf. Sie steckten in Prana Yoga-Overalls, einer in Orange, der andere in Babyblau.

»Die bedauernswerten kleinen Dickerchen«, lachte Charlie, lief um den Schreibtisch herum und kraulte ihnen die Köpfe.

»Machst du Witze? Sie *lieben* es, herausgeputzt zu werden. Stimmt's, Babies? Aber im Ernst, Charlie, die Leute auf der Straße sind in ihrer Begeisterung über die beiden kaum zu bremsen. Da kam ich auf die Idee, sie zu wandelnden Werbeträgern zu machen.«

»Genialer Einfall. Obwohl sie auf mich nicht unbedingt beglückt wirken.«

»Oh, sie sind eben George und Michael. Berühmt zu sein, gehört für sie zum Leben. So etwas wie Begeisterung zu zeigen, empfinden sie offenbar als bourgeois.«

Wieder lachte Charlie und zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu. »Okay. Ich mache mich auf den Weg nach Midtown!« Sie hängte sich ihre Tasche über die Schulter.

»O Gott, du armes Mädchen.« Julian sprang auf, um sie zu umarmen. »Viel Spaß, und pass bloß auf, dass sich dir nicht so ein geschniegelter Affe an die Fersen heftet.«

»Ich gebe mir alle Mühe«, versprach sie und schoss zur Tür hinaus und die Treppen hinunter. Die kalte Luft schlug ihr ins Gesicht. Charlie atmete tief ein und zog sich die Kapuze über den Kopf.

Wen sie heute wohl treffen würde. Seit dem College hatte sie zu fast allen den Kontakt verloren. Charlie schüttelte den Kopf und malte sich aus, wie ihre ehemaligen Mitschüler auf die »neue« Charlie reagieren würden.

Schließlich hatte sie die geldfixierte Wall-Street-Aufsteigerin von damals weit hinter sich gelassen. Während alle anderen Pot rauchten und ihre gefälschten Ausweise laminierten, hatte sie die Börsenkurse studiert und C-SPAN geschaut.

Charlie war fest entschlossen gewesen, es in New York zu etwas zu bringen, auch wenn ihr klar war, dass ihre bescheidene Herkunft ihr den Weg nach oben nicht gerade erleichtern würde. »Es geht immer nur um das Wie, Baby«, hatte ihr kluger Pops immer gesagt, und der Wahrheitsgehalt dieser kleinen Lebensweisheit war nie größer gewesen als jetzt, vor ihrer Rückkehr in die Vergangenheit. Gott sei Dank war es nur für eine Stunde.

Okay, zwei Stunden, räumte Charlie misstrauisch ein. Eine Fahrt nach Midtown verlangte geradezu nach einem längeren Aufenthalt. Schon die Reise hinaus mit der verdammten Subway dauerte mehr als eine Stunde. Charlie zückte ihren Fahrausweis und schob sich durch die Sperre.

Sie lief zum Bahnsteig hinab. Ihr Herz klopfte spürbar, und sie war erstaunt, wie nervös sie war. Wer würde da sein? In Gedanken ging Charlie die kurze Liste ihrer College-Amouren durch. Sie hatte sich nur selten die Zeit dazu genommen, aber gelegentlich doch ihre stoische Abwehr überwunden und sich auf zwei- bis dreiwöchige Liebeleien eingelassen. Sie musste lächeln. Zwei, drei

Wochen – doch auf dem College hatten sich drei Wochen angefühlt wie vier Jahre. Besonders wenn sich der Typ als totaler Schwachkopf herausstellte, was nahezu immer der Fall war.

Als der Zug einfuhr, musste Charlie plötzlich an Russ denken, einen strammen Footballspieler mit einem Penis von der Größe eines Engerlings. Besagter Engerling erwies sich als ausgesprochen resistent, denn selbst unter Zuhilfenahme sämtlicher Tricks und Kniffe war es Charlie nicht gelungen, ihn aus der Reserve locken. Als sie sich resigniert mit unschuldigem Kuscheln zufrieden gab, war Russ mit keinem Wort auf die »Episode« eingegangen und hatte sie stattdessen nach ihrem Lieblings-Sportwagen gefragt. Am nächsten Tag kehrte Charlie in die Bibliothek für Wirtschaftswissenschaften zurück und plante ihre endgültige Übernahme der Welt. Wenn Russ ein Hinweis darauf gewesen war, was da draußen an Ablenkungen auf sie wartete, konnte sie gut und gern darauf verzichten.

An der Station Broadway-Lafayette stieg Charlie in die Linie sechs um. Sie dachte darüber nach, wie es sein würde, sich den Menschen zu erklären, die sie einmal gut gekannt hatte. Gelegentlich hatte sie jemanden aus ihrer Wall-Street-Vergangenheit getroffen und alle neugierigen Fragen abgewehrt.

»Was ist denn aus dir geworden?«, hatte eine frühere Kollegin bei einem unbehaglichen Samstag-Treffen in einem Starbucks gefragt. »Von einem Tag auf den anderen warst du einfach verschwunden. Niemand hatte auch nur die geringste Ahnung, was aus dir geworden ist.« Während sie das sagte, war sie mit den Fingern der einen Hand über ihre Tasse Milchkaffee (ohne Zucker und absolut fettfrei) geglitten und mit der anderen nervös über ihren tadellos geschnittenen Bob gefahren.

»Oh, ich hatte eine ...« Fieberhaft suchte Charlie nach einer Formulierung, die einerseits genug erklären und andererseits allen weiteren Fragen vorbeugen würde. »Ich hatte einfach eine Art Endzwanziger-Krise, weißt du. Es war höchste Zeit.« Charlie bemühte sich um eine dramatische und geheimnisvolle Miene. Die Frau, an deren Namen sich Charlie beim besten Willen nicht erinnern konnte (Sasha? Natasha? Nicole?), nickte voller Verständnis, während sie vermutlich nur dachte: *Bankrotte Lesbe zerstückelt den Pizzaboten und verstaubt ihn in ihrer Tiefkühltruhe. Alle Details in den Elf-Uhr-Nachrichten.*

»Verstehe«, hauchte die Kollegin mitsichtlichem Unbehagen. »Nun, immerhin gut zu wissen, dass du noch unter uns Lebenden weilst!« Mit diesen Worten verließ sie Charlie und machte sich auf den Weg zu Bergdorf und Prosecco.

Die Erinnerung ließ Charlie lächeln. Sie hob den Kopf. O Mist! Tatsächlich schon Forty-second Street? Sie stürzte aus dem Zug und verhinderte im letzten Moment, dass die sich schließenden Türen den Riemen ihrer Schultertasche einfingen. Die Menge drängte vorwärts, und Charlie wurde mehr oder weniger die Treppe hinauf und ins Freie getragen. Sie holte tief Luft und lief auf die Bar zu.

Mal sehen, was da auf mich zukommt, dachte sie.

KAPITEL 2

Sabine

Sabine klickte auf »Senden« und rieb sich die Schläfen. Violet würde über ihre fünf Seiten Korrekturen nicht erfreut sein. Ganz und gar nicht. Aber was sollte sie machen? Bei Violets Buch handelte es sich um einen »Veganer-Liebesroman«, und es gab nun einmal nicht allzu viele Möglichkeiten, einen improvisierten Quickie im Waschraum einer Supermarktfiliale als besonders sexy zu schildern.

Sabines Cheflektorin war wild entschlossen, neue Leserkreise zu gewinnen, und irgendwie auf die Idee gekommen, organisch angebautes Gemüse und Soja-Käse für sexy zu halten. Die Folge bestand in einer neuen Reihe Liebesromane für Veganer und Ökos.

Für einen Verlag, der sich mit der Fleischeslust einen Namen gemacht hatte, war das schon erstaunlich. Und Sabine kam die Aufgabe zu, die neuen Titel zu einem Erfolg zu machen oder sonst ... Ja, was sonst?, fragte sie sich häufig. Wäre eine Kündigung wirklich so schlimm? Sabine seufzte. Es gab Tage, an denen ihr der Job Spaß machte, an denen sie sich sogar beim Lesen leidenschaftlicher Liebesszenen sonderbar angetörnt fühlte, aber heute war keiner dieser Tage.

Sie hob den Kopf und sah ihre Assistentin Jasmine

an der Tür stehen. »Brauchen Sie noch etwas, Sabine?«, fragte sie zögernd und eindeutig in der Hoffnung auf ein Nein.

»Nein, nein. Gehen Sie nach Hause. Läuten Sie ruhig schon Ihr Wochenende ein!«

Jasmine lächelte erleichtert. »Danke.« Eine Sekunde später hörte Sabine, wie ihre Assistentin den Reißverschluss ihrer Jacke zuzog und zum Fahrstuhl eilte. Sie fragte sich, wie Jasmines Wochenende wohl aussah. Sie war dreiundzwanzig, kam frisch vom College und wohnte mit vier Freundinnen im East Village. Bei einem Glas Wein und Tapas in einer nahegelegenen Bar hatte Jasmine Sabine eines Abends anvertraut, dass es ihr sehnlichster Wunsch war, zu schreiben. Großer Gott, hatte Sabine gedacht. Na, dann viel Glück.

Auch Sabine hatte bei ihrem Eintritt in den Verlag der Wunsch beseelt, Autorin zu werden. Und jetzt, zehn Jahre später, überprüfte sie die Schreibweise von *Quinoa*. Sie streckte die Arme hoch in die Luft und dehnte den Nacken, bevor sie den Computer ausschaltete. Die Verspannungen in ihrem Körper waren so eindeutig auf Bewegungsmangel zurückzuführen, dass sie hätte heulen können. Wann war sie das letzte Mal im Fitnesscenter gewesen? Im August? Nein, im Januar!

Sabines Mobiltelefon klingelte. Sie griff danach und blickte auf das Display. »Mom« war da zu lesen, und der schrille Klingelton bereitete sie unbarmherzig darauf vor, was sie gleich hören würde, wenn sie sich meldete.

»Hi, Mom.«

»Hi, Saby. Hast du Lippenstift aufgelegt?«

Sabine lachte und fuhr sich unwillkürlich mit den Fingern über die Lippen. Sie waren durch die Winterkälte so aufgesprungen, dass sie sich anfühlten wie Sandpapier.

Sandpapier ohne eine Spur von Farbe. »Aber sicher«, antwortete sie. »Ich trage volles Make-up. Ganz zu schweigen von einem Push-up-BH, Minirock und Stiletto. Ich weiß, was sich für einen Tag im Büro gehört.«

»Das glaube, wer mag«, entgegnete ihre Mutter. »Mit derlei Neunmalklugheiten wird dir nichts anderes übrig bleiben, als den Rest deines Lebens mit deinem dämlichen Kater auf der Couch zu verbringen.«

»Er ist nicht dämlich!«, beschwerte sich Sabine. Ihr Kater Lassie war ein ständiger Streitpunkt zwischen ihr und ihrer Mutter, die sofort nach seiner Anschaffung behauptet hatte, er sei nichts anderes als »der Ersatz für einen Keuschheitsgürtel.«

»Nun, ich hoffe, du legst keinen Wert mehr auf einen Penis«, hatte ihre Mutter hinzugefügt – es war einer ihrer vulgärereren Momente, zu denen sie nach zwei, drei Martinis neigte. »Weil du in deinem Apartment keinen mehr zu Gesicht bekommen wirst.«

»Bleib auf dem Teppich, Mom. Ich gehe heute Abend zu einem albernen Klassentreffen.«

»Wunderbar!«, kreischte ihre Mutter. »Dann ist ja noch nicht alles verloren.« Obwohl Sabine jede Einmischung ihrer Mutter verabscheute, konnte sie einen gewissen Hang zum Masochismus nicht leugnen. Immer wieder gab sie ihr Gelegenheit zu spitzen Bemerkungen, indem sie sie an ihrem Privatleben teilhaben ließ. »Woran denkst du da im Besonderen?«, wollte Sabine wissen. »An geschiedene Männer in verzweifelter Lage, die nur darauf aus sind, ihr Sperma loszuwerden?« Sie griff in ihre Tasche und holte ihr Kosmetiktäschchen hervor. Den ganzen Tag lang hatte sie im grellen Neonlicht auf den Bildschirm gestarrt. Sie brauchte nicht erst in den Spiegel zu blicken, um zu wissen, dass sie aussah wie eine Leiche.

»Hör zu, ich muss los«, sagte ihre Mutter. »Ich treffe mich mit den Mädels zu einem Filmabend. Benimm dich nicht wie ein Schaf und lege etwas Lippenstift und Mascara auf. Du bist ein hübsches Mädchen, und ich liebe dich sehr.«

»Danke, Mom.« Sabine spürte, wie ihr unwillkürlich die Tränen kamen. »Ich hab dich auch lieb. Tschüs.«

»Tschüs, Honey. Ruf mich morgen an. Und um Himmels willen, geh mit niemandem ins Bett. Zumindest nicht sofort.«

»Klar, Mom.« Sabine schaltete das Telefon aus und wischte sich über die Augen. Sie konnte ihre Sentimentalität kaum fassen. War es wirklich schon so lange her, dass jemand sie als hübsch bezeichnet hatte? Sie zog den Vergrößerungsspiegel aus ihrer Schreibtischschublade.

Na siehst du, du bist hübsch, versicherte sie sich. Es stimmte. Mit den großen braunen Augen und den kastanienfarbenen Locken war sie eine klassische mediterrane Schönheit. Wenn Sabine wollte, konnte sie ganz bezaubernd sein und mehr als einen Mann um ihren Finger wickeln. Das Problem war nur, dass sie das nur selten wollte. Männer verlangten eine Menge Energie, und die konnte sie im Moment einfach nicht aufbringen.

Seufzend kaschierte sie ihre Augenringe mit Make-up und erinnerte sich an ihren letzten Verehrer, das ständige Kontrollieren ihres Mobiltelefons (Hat er sich gemeldet? Warum nicht? Sollte ich anrufen?), die Ungewissheit ihrer gemeinsamen Zukunft, den guten, aber nicht berauschten Sex und sein letztendliches Verschwinden. Wie viel Hangen und Bangen, Zittern und Zagen für buchstäblich nichts. Sie klemmte ihre Wimpern in die Zange, zählte bis zwei und gab sie wieder frei. Verblüffend, was das kleine Folterinstrument doch bewirkte.

Sabine beschloss, ihre negative Einstellung zu Männern zu verdrängen und sich auf die Möglichkeit zu konzentrieren, dass es irgendwo jemanden gab, der ihrer zehnjährigen Erfahrung auf dem New Yorker Single-Markt etwas entgegensetzte. Es konnten doch nicht alle Schufte sein. Es musste doch wenigstens einen geben, der aus dem Rahmen fiel.

Sabine unterzog ihr Gesicht einer letzten Prüfung und warf den Spiegel zurück in die Schublade. Sie stand auf und streckte sich. Rücken und Nacken knackten wie Rice Krispies unter einem Schwall kalter Milch. »Ich brauche dringend eine Massage«, sagte sie laut in das leere Büro hinein. Sabine verstaute Manuskriptseiten für die Wochenendarbeit in ihrer Tasche und zog sich den Mantel an.

»Auf geht's!«, flüsterte sie, knipste das Licht aus und machte sich auf den Weg in den Wahnsinn von Midtown.

KAPITEL 3

Naomi

»Wohin gehst du, Mama?«, fragte Noah argwöhnisch.
»Und warum hast du dir die Lippen angemalt?«

Naomi lachte. Offenbar entging der Aufmerksamkeit ihres Sohnes absolut nichts, ihrem Aufseher, wie sie ihn gern nannte. Noah musste immer alles ganz genau wissen. »Wer ist das? Wie funktioniert das? Woraus ist Milch gemacht? Warum steht dein Bauch so vor?« Die letzte Frage hatte er kürzlich gestellt, als Naomi versuchte, sich in Jeans zu zwängen, die 1998 zum letzten Mal das Tageslicht gesehen hatten. Durch eine Gnade des Schicksals war Naomi in sie hineingekommen, aber der Reißverschluss erwies sich als ganz andere Geschichte. Quer lag sie auf dem Bett, zerrte ächzend an dem störrischen Ding und befürchtete schon, die Metallzähne zu sprengen, aber dann – Hurra! Es gelang ihr sogar, den Knopf zu schließen.

Lachend hatte sie da gelegen und darüber nachgedacht, wie um alles in der Welt sie aufstehen sollte. Unbeholfen hatte sie sich schließlich in eine stehende Position gebracht und schwankte zum Spiegel wie ein neugeborenes Kalb.

Genau in diesem Augenblick war Noah hereingekommen. Er musterte die Szene interessiert und kam zu dem Schluss, dass die untere Hälfte seiner Mutter in einer Art Zwangsjacke aus Denim steckte.

Nach seiner Bauchfrage hatte sich Naomi (sehr mühsam) aus den Jeans geschält und das Relikt aus ihrer Vergangenheit in die Altkleidersammlung gegeben. Nun war Noah nicht nur ihr Aufseher, sondern auch noch ihr persönlicher Modeberater.

»Ich gehe aus, Schätzchen.« Naomi machte Anstalten, ihn an sich zu ziehen. Noah versteifte sich prompt, als sie die Arme um ihn legte.

»Wohin willst du?«, lautete die nächste Frage. »Und wer bleibt bei mir?«

»Ich treffe mich in der City mit ein paar Freunden aus dem College.« Naomi runzelte die Stirn. Seit Noahs Geburt vor acht Jahren (vor acht Jahren? Tatsächlich?) hatte sie buchstäblich ein Eremitendasein geführt, und zwar nicht ungerne.

Doch in diesem Jahr sollte sich das ändern. Sie wollte endlich wieder Gespräche führen, die sich nicht nur um Dinosaurier und die Vorzüge von Orangensaft mit Fruchtfleisch drehten. Kurz nachdem sie diesen Entschluss gefasst hatte, war ihr die Einladung ins Haus geflattert, was Naomi insofern bemerkenswert fand, als sie lediglich ein Jahr auf dem College verbracht hatte und eigentlich nicht zu den regulären »Ehemaligen« gerechnet werden konnte. Irgendwie kam es ihr vor wie ein Wink des Schicksals, obwohl Naomi an solche Dinge nicht glaubte. Aber sonderbar war es schon.

»Welche Freunde?«, hakte Noah nach. Seine Mutter zögerte mit der Antwort. Es war ein gute Frage des Aufsehers und eine, die sich nicht leicht beantworten ließ. Die meiste Zeit ihres Collegejahres hatte sie damit verbracht, den Unterricht zu schwänzen und Boston mit New York zu verwechseln. Wenn sie ehrlich war, hatte sie sich mit niemandem angefreundet. Es würde sie überraschen,

wenn sie heute Abend überhaupt jemanden traf, den sie kannte.

»Einfach ein paar Leute, die ich kenne«, antwortete sie.

»Oh«, machte Noah. »Sind sie nett?«

»Aber sicher.« Naomi griff nach ihren goldenen Ohr- ringen. Hoffentlich, dachte sie.

»Werde ich auch aufs College gehen?«, erkundigte sich ihr Sohn.

»Ja, ganz bestimmt.« Naomi zog seinen warmen Kör- per eng an sich. Wie groß er wurde. Er war doch gestern noch ein kleines Baby! »Aber bis dahin ist es noch lange hin. Oh, und Cecilia kommt vorbei und bleibt bei dir, während ich fort bin.«

Cecilia wohnte in ihrem Haus und war Naomis retten- der Engel. Wann immer Naomi zu einem Arbeitstreffen musste oder lebenswichtige Dinge zu erledigen hatte (die Jeans-Katastrophe in der letzten Woche war ein Alarm- signal in Sachen Klamotten gewesen, das sie beachtet hatte), passte Cecilia auf Noah auf. Sie arbeitete an der New York University an ihrer Promotion in Psychologie und machte nur zu gern einmal ein paar Stunden Pause. Naomi vermutete, dass sie für Cecilia eine Art Studien- objekt war, aber das machte ihr nichts aus. Jemanden zu haben, dem sie ihren Sohn anvertrauen konnte, wog das bei weitem auf.

»Okay, cool«, erwiderte Noah, entzog sich den Armen seiner Mutter und kehrte zu seinem Abendessen zurück.

Naomi betrachtete sich im Spiegel. Gar nicht so schlecht, dachte sie. In Vorbereitung ihres Wiedereintritts in die Er- wachsenenwelt war Naomi nicht untätig geblieben. Fort Greene hatte sich in den letzten paar Jahren erstaunlich gemausert, und nun stand Naomi eine Vielzahl von Bou-

tiquen mit einem hinreißenden Angebot zur Verfügung. Beim Bezahlen ihrer neuen Kleidungsstücke hatte Naomi zwar unwillkürlich den Atem angehalten – Visionen von Noah, wie er als Tellerwäscher arbeitete, um sein College bezahlen zu können, stiegen vor ihr auf –, aber es ging nicht anders. In einer Jeans aus den Neunzigern würde sie keine neuen Freunde finden, selbst wenn es sich um ein Überbleibsel aus ihren Tagen als Model handelte.

Naomi fuhr sich mit den Fingern durch den kurzen Afro. Sie fragte sich, ob sie jemand wiedererkennen wür- de. Auf dem College und viele Jahre danach waren Ras- talocken ihr Markenzeichen gewesen. Die hatte sie sich in Folge eines enormen Hormonschubs abgeschnitten, als sie mit Noah schwanger war, und zum Glück standen ihr die kurzen Haare ebenso gut, wenn nicht sogar besser.

»Klopf, klopf«, rief Cecilia vor der Tür zu ihrem Apart- ment.

»Wer ist da?«, schrie Noah zurück.

»Ein Land-Hai.« Cecílias Antwort ließ Noah in gluck- sendes Lachen ausbrechen.

»Haie leben gar nicht an Land!«, kreischte er.

»Okay, dann eben ein Brontosaurier.« Immer noch lachend öffnete Noah die Tür, und Cecilia schloss ihn in die Arme.

»Hey Naomi«, strahlte sie. Ihre blendend weißen Zäh- ne kontrastierten wundervoll zu ihren langen, schwarzen Haaren. In diesem Moment hätte Naomi am liebsten ihre Kamera geholt, um diesen Anblick einzufangen. Sie ver- drängte den Gedanken.

»Hey Cee.«

»Du siehst atemberaubend aus!«, rief Cecilia und mus- terte Naomi. »Ich wünschte, ich könnte hautenge Jeans tragen. Und dann auch noch zu flachen Schuhen!«

»Es ist also okay?«, erkundigte sich Naomi nervös.
»Nicht übertrieben? Ich meine, ich möchte vermeiden, allzu bemüht zu wirken.«

»Auf gar keinen Fall. Du siehst total unbemüht aus.«

»Genau die richtige Antwort«, lächelte Naomi. »Also gut. Wenn Noah mit dem Essen fertig ist, könnte ihr euch einen Film ansehen oder ...«

»Ja, ja, ja. Ich kenne den Ablauf«, unterbrach Cecilia.

»Mach, dass du fort kommst!«

Naomi sah auf ihre Armbanduhr. Wenn sie jetzt nicht ging, würde sie mehr als die berühmte Viertelstunde zu spät kommen. Der Zug von Brooklyn in die City brauchte seine Zeit. »Okay, okay. «Komm Noah, gibt mir einen Kuss.«

Mit funkelnden Augen kam ihr Sohn zu ihr gerannt.
»Bye, Mama«, flüsterte er und warf sich so heftig gegen sie, dass sie fast den Halt verlor.

»Bye, Babyboy«, flüsterte sie zurück.

Naomi griff sich ihre Tasche und verließ das Apartment. Unten auf der Straße atmete sie tief ein. Die kalte Luft wirkte erfrischend. Sie war den ganzen Tag nicht aus dem Haus gekommen, hatte nur Noah zur Schule gebracht und wieder abgeholt.

Sie war eine Woche vor dem Abgabetermin mit einem umfangreichen Webdesign fertig geworden. Und obwohl sie dafür den ganzen Tag vor dem Computer verbracht hatte, war es die Sache wert gewesen. Jetzt konnte sie ihr Wochenende genießen, unbeschwert von schlechtem Gewissen. Das war das Sonderbare an einer freiberuflichen Tätigkeit: Obwohl sie sich die Zeit einteilen konnte, verschwammen die Grenzen zwischen Privatsphäre und Beruf auf geradezu kriminelle Weise.

Naomi lief die Subway-Treppe hinab und schob ihr

Ticket in den Schlitz am Drehkreuz. Es kam ihr seltsam vor, allein unterwegs zu sein, ohne Taschen voller Snacks und Saftflaschen. Seltsam, aber gut. Sie war bereit für einen kurzen Ausbruch aus der Mommy-Welt, selbst wenn das bedeutete, sich ihrer Vergangenheit zu stellen.

KAPITEL 4

Bess

»Was meinst du? Ist sie durch Koks so aufgedunsen oder schwanger?«, fragte Rob. Angestrengt starrten sie das Foto auf Bess' Computerschirm an.

»Nun, wenn wir uns ihre Augen heranzoomen, kannst du sehen, dass sie wieder diese absurd gefärbten Kontaktlinsen trägt«, antwortete Bess. »Was für die Koks-Theorie sprechen würde.«

»Was soll das heißen? Können schwangere Frauen denn keine farbigen Kontaktlinsen tragen?«, fragte Rob verdutzt. »Sind die denn aus Nikotin oder Quecksilber?«

»Nein. Aber ich glaube nun mal, dass echt versaute Starlets diese albernsten Linsen tragen, um die Tatsache zu kaschieren, dass ihre Pupillen die Größe von Untertassen haben.«

»Donnerwetter!«, rief Rob. »Darauf bin ich noch gar nicht gekommen. Du bist ein Genie, Bess.«

»Ist mir bekannt.«

»Okay, denk dir etwas mit Pillenkonsum aus. Aber kein Wort von Koks oder Heroin. Als wir das letzte Mal ihre Drogensucht andeuteten, kam ihre PR-Schlampe angehaucht und schnaubte Rache.«

»Kapiert.« Zum x-ten Mal an diesem Tag dachte Bess darüber nach, wie irrwitzig ihr Job war. Sie bekam einen

Haufen Geld dafür, ein sensationslüsternes Publikum mit den Schwächen von Prominenten zu bedienen. Hin und wieder, aber nur selten, wies ihre Arbeit so etwas wie Substanz auf – als sie beispielsweise eine nicht unbekannte UN-Mitarbeiterin nach Afrika begleitet hatte, um über ihre dortigen Hilfsprojekte zu berichten –, doch meistens war es immer wieder die gleiche Geschichte: Teenager ohne Talent aber mit jeder Menge Ambitionen lassen sich auf Kokain ein und drehen ein Sex-Video. So oder so ähnlich.

Bess versah das Foto mit einer eindeutig-zweideutigen Bildunterschrift und schickte die Seite per E-Mail an den verantwortlichen Redakteur. Für die Ausgabe dieser Woche hatte sie keinen Artikel zu schreiben, daher war es ein vergleichsweise ruhiger Freitag.

»Was hast du heute Abend vor?«, erkundigte sich Rob. »Kommt Dan eingeschwebt?«

»Ich wünschte, es wäre so«, murmelte Bess. Dan war ihr Freund, inzwischen ein leider sehr ferner Freund. Vor drei Monaten war er nach Los Angeles gezogen, und ihre Trennung erwies sich als problematischer, als Bess angenommen hatte. Als Wall-Street-Banker mit einer leidenschaftlichen Neigung zum Drehbuchschreiben hatte er sich im letzten Jahr an der USC-Filmakademie beworben, um seinen Herzenswunsch zu erfüllen. Bess hatte gewusst, dass er bei seinem Talent angenommen werden würde, empfand es jedoch noch immer als Schock, dass er sie dafür verlassen musste.

Gelegentlich kamen sie an den Wochenenden zusammen, doch es war hart, sich nicht jederzeit sehen zu können. Sehr hart. »Er bleibt an diesem Wochenende in L. A., um an einem Drehbuch zu arbeiten«, seufzte sie.

»Also keine Aussicht auf lauschige Schäferstündchen?«

Rob drückte sich etwas Creme auf die Handfläche, aus einer Tube, die im Laden achtzig Dollar kostete, ihn aber nicht einen Cent. Als Redakteure und Reporter des erfolgreichsten Promi-Magazins im Land wurden sie mit Gratisangeboten aller Art geradezu überschüttet. Natürlich widersprach das allen ethischen Maßstäben, aber was an ihrem Job war schon moralisch einwandfrei.

»Null«, erwiderte Bess. »Und wenn dir das nächste Mal das Wort Schäferstündchen über die Lippen kommt, stecke ich dich in eine Zeitmaschine und schicke dich zurück ins neunzehnte Jahrhundert.«

»Tu mir das nicht an.« Rob lachte. »Aber was hast du vor? Süßes Nichtstun?«

»Mehr oder weniger.« An den letzten drei Wochenenden war es ihre feste Absicht gewesen, sich Gedanken über seriöse Reportagen und Features zu machen. Über andere Themen als Diäten, Brustkorrekturen und Botox. Hatte ihr guter Vorsatz zum Neuen Jahr nicht in dem erklärten Willen bestanden, ihren absurden Job endlich aufzugeben?

Aber jedes Mal, wenn Bess sich hinsetzte, um Ideen zu entwickeln, machten sich ihre Gedanken selbständig. Sie begann von Dan zu träumen, fragte sich, was er gerade machte, und sehnte sich nach einem Wiedersehen. Offenbar ließ sie sich von ihren Emotionen beherrschen. Verliebt zu sein war eine großartige Sache, aber dafür die eigenen Ziele zurückzustellen, war ein großer Fehler.

»Und was machst du am Wochenende, Robbo?«, fragte Bess, obwohl sie schon wusste, dass nun das Übliche kam: Ein Besuch im Fitnesscenter, einer in der Videothek, ein Treffen mit seiner Freundin. Robs Leben war leicht vorhersehbar.

»Ach, eigentlich nichts Besonderes. Amelia hat außer-

halb zu tun, also steht mir ein Wochenende bevor, an dem ich endlich machen kann, was *ich* will.«

»Und was genau heißt das?«

»Pizza essen, Klamotten in der Wohnung verstreuen, im Stehen pinkeln und Pornos gucken.«

»Klingt aufregend«, lachte Bess.

Rob grinste. »Ich weiß. In der Theorie hört sich das prima an, aber ehrlich gesagt, nach vier Stunden ist man es leid. Spätestens. Aber wie ist es? Wollen wir nicht heute Abend einen heben? Oder auch zwei?«

»O Mist, tut mir leid«, entgegnete Bess. »Ich muss zu einem College-Treffen.«

»Im Ernst? Seit wann hängst du den ›guten alten Zeiten‹ nach?«

»Gute Frage. Ich gehe nur hin, weil mir da eine Idee für einen Story gekommen ist. Es könnte eine Möglichkeit sein, endlich in die Gänge zu kommen. Zumindest hoffe ich es.«

»Was für eine Idee?«, wollte Rob wissen.

»Ich will nicht zickig sein, aber hättest du etwas dagegen, wenn ich das noch eine Weile für mich behalte? Bis ich klarere Vorstellungen habe?«

»Euer Wunsch ist mir Befehl, Lady. Bewahrt es in Eurem Herzen, bis Ihr die Zeit für gekommen haltet.«

»Danke, Rob.« Bess warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Verdammt, es ist höchste Zeit! Ich brezele mich nur ein wenig auf und bin weg. Viel Spaß bei deinem Mannist-Mann-Wochenende.«

»Danke, Bess. Dir auch viel Spaß. Vergiss nicht darauf zu achten, wie ausladend das Hinterteil der Homecoming Queen inzwischen geworden ist.«

Bess lief zum Waschraum, warf ihren Mantel auf das Sofa im Vorraum und blickte in den Spiegel. Während sie

ihr Make-up auffrischte, dachte sie an die Story, die ihr nicht aus dem Kopf ging, seit sie die Einladung erhalten hatte. Sie fragte sich, ob sie es durchziehen konnte. Vielleicht, dachte sie und trug Mascara auf. Aber du musst dich konzentrieren, Bess. Wirklich konzentrieren.

Ihr Mobiltelefon meldete sich. Bess sah auf das Display. Es war Dan. Bess ließ den Apparat wieder in ihrer Tasche verschwinden, obwohl sie sich danach sehnte, mit ihm zu sprechen. Keine Ablenkungen heute Abend, ermahnte sie sich, als sie in ihren Mantel schlüpfte und den Raum verließ.

KAPITEL 5

Zehn Jahre

»Hi, herzlich willkommen zum Jubiläum!«, flötete eine Frau überschwänglich.

»Hi«, antwortete Charlie.

Die Frau überreichte ihr ein Blanko-Namensschildchen. Charlie hasste diese Dinger, mit ihnen kam sie sich immer vor wie ein Idiot. Mitgehangen, mitgefangen, sagte sie sich, füllte das Schildchen aus und steckte es sich ans Revers. Hi, hier sind meine Brüste, und ich heiße Charlie ...

Sie dankte der Frau, machte sich auf den Weg zur Bar und fahndete in der kleinen Menge erfolglos nach bekannten Gesichtern. Plötzlich verspürte Charlie das dringende Bedürfnis nach einem großen Glas Wein.

»Könnte ich bitte ein Glas Pinot Noir bekommen?«, fragte sie den Barman und kramte in ihrer Tasche nach ihrer Brieftasche.

»Charlie?«, fragte eine raue Stimme neben ihr. Sie drehte sich um und blickte in das lächelnde Gesicht einer hübschen Frau, die ihre blonden Haare zu einem strengen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte.

»Entschuldigung, aber im Moment ...« Charlie verstummte abrupt. »Bess? O mein Gott!« Sie streckte die Arme aus.

»In Fleisch und Blut«, grinste Bess. »Wie geht es dir? Du siehst wundervoll aus.«

»Gut, danke. Du auch. Du hast dich überhaupt nicht verändert. Kaum zu fassen.«

»Nun, ich hoffe, ich kleide mich inzwischen ein bisschen besser als damals«, lachte Bess, offensichtlich erfreut über das Kompliment.

»Vermutlich wäre alles schicker als Flanell-Schlafanzüge und Kapuzenpullover, die vier Nummern zu groß sind.«

»Wie wahr.« Bess nickte. »Erinnerst du dich an unsere Samstagmorgen im Café? Was würde ich jetzt nicht für frische Waffeln und Unmengen von Lucky Charms geben.«

Charlie lachte. »Haben wir eigentlich in den vier Jahren irgendwas anderes als Zucker zu uns genommen?«

»Kaum. Ich kann von Glück reden, dass meine Zähne das überstanden haben.«

Charlie und Bess hatten zwei Jahre im selben Schlafsaal verbracht und in ihrem Freshman-Jahr auf dem gleichen Flur gewohnt. Charlie erinnerte sich an Bess' prachtvolle, blonde Haarmähne, die sie stets auf dem Kopf zusammengesteckt trug. Bess erinnerte sich an Charlies lange Beine. Stets hatte Charlie die beträchtliche Entfernung zum Hörsaal zu Fuß zurückgelegt. Selbst im tiefsten Winter. Wenn Bess aus dem Fenster blickte, sah sie oft Charlie die Commonwealth Avenue hinunterschlendern, bis zur Unkenntlichkeit eingemummelt, mit Ausnahme ihrer immens langen Beine in Denim.

»Was machst du jetzt eigentlich?«, fragte Charlie. »Du warst doch auf der Journalismusschule, oder?«

»Ja. Ich arbeite inzwischen bei einem Magazin.«

Charlie bezahlte ihren Wein und wandte sich wieder Bess zu. »Und welches?«

»*Pulse*?« Es hörte sich mehr nach einer Frage an.

»Oh, kenne ich«, meinte Charlie. »Das ist doch das Blatt, das die Promis auseinandernimmt, richtig?«

»Richtig«, bestätigte Bess fast bekümmert.

»Und? Gefällt dir der Job?«

»Nun ja, er ist ganz in Ordnung. Nebenbei bin ich freiberuflich ein bisschen für andere Zeitschriften tätig und hoffe, *Pulse* irgendwann verlassen zu können.« Schnell wechselte sie das Thema. »Und was ist mit dir? War dein Hauptfach nicht Wirtschaftswissenschaft? Hast du inzwischen die Wall Street im Sturm erobert?«

Charlie lachte. »Ob du es glaubst oder nicht. Ich unterrichte Yoga.«

»Was? Machst du Witze? Wie bist denn dazu gekommen?«

»Um eine lange Geschichte kurz zu fassen: Ich hatte den unerbittlichen Konkurrenzkampf satt.«

»Das kann ich gut verstehen. Aber den Mut aufzubringen, eine Karriere einfach so sausen zu lassen? Alle Achtung. Wo unterrichtest du?«

»Ich habe ein eigenes Studio draußen in Bushwick. Du solltest es dir unbedingt einmal ansehen.«

»Hört sich verlockend an«, antwortete Bess. »Aber ich bin absoluter Laie. Ich habe es ein einziges Mal mit Yoga versucht, war aber überhaupt nicht gut darin.«

»Bei Yoga geht es nicht darum, gut oder schlecht zu sein. Von dieser Vorstellung musst du dich trennen. Du solltest unbedingt einmal vorbeikommen.« Charlie griff in ihre Tasche und reichte Bess einen Flyer. »Ich weiß, Bushwick hört sich sehr weit an, aber von Midtown aus sind es nur etwa vierzig Minuten.«

»Danke, Charlie, vielleicht mache ich das irgendwann einmal.« Bess dachte an ihre Story. Bisher basierte ihre Idee mehr auf einer vagen Annahme als auf handfesten

Tatsachen. Bess hoffte, heute Abend Frauen zu treffen, die ihre Hypothese unterstützten. Aber Charlie entsprach so gar nicht dem Frauentyp, den sie im Auge hatte, so dass sie nicht glaubte, dass Yogaunterricht sie irgendwie voranbringen würde. Andererseits konnten ihr ein paar gymnastische Übungen auch nicht schaden.

Charlie warf einen Blick in die Menge. »Ich wollte sowieso heute ein paar Werbezettel verteilen. Wir haben unser Studio erst vor kurzem eröffnet, also kann uns ein wenig Reklame nur gut tun.«

»Ich helfe dir! Immerhin hält mich das davon ab, meinen Abend in Wodka zu ertränken. Los, fangen wir an.«

»Lieb von dir.« Beide hängten sich ihre Taschen über die Schultern und drehten sich um.

»Gib mir ein paar Flyer«, sagte Bess. »Ich mache links die Runde, du rechts. In der Mitte treffen wir uns. Wer die meisten loswird, gibt der anderen den nächsten Drink aus.«

»Abgemacht«, lächelte Charlie.

Während Bess sich unter die Gäste mischte, dachte sie wieder an ihre Story. Sie war zu dem Treffen gekommen, um über die verblichenen Träume von Frauen der Generation dreißig plus zu schreiben, eine Art Exposé über das »Damals und Heute«. Auf gewisse Weise übertrug sie damit ihre Besorgnis über die Entwicklung ihres eigenen Lebens auf eine Gruppe völlig Fremder. Wenn sie darum kämpfte, sich etwas von ihrer kreativen Energie zu bewahren, warum sollte es dann ihren Ex-Kommilitoninnen anderes ergehen?

Aber was war mit Charlie? Sie stellte Bess' Hypothese völlig auf den Kopf. Statt als treibende Kraft am Steuer der Wall Street zu stehen, war sie inzwischen ein Yoga-Guru. Einen Moment lang verspürte Bess ein Anflug von Panik.

Wenn es nun alle Frauen hier geschafft hatten, ihre Träume zu verwirklichen, während sie als Einzige in einem Meer von Selbstmitleid ertrank? Unvorstellbar. Sie streckte ein paar Kahlköpfigen einen Flyer entgegen. Mit einem von ihnen hatte sie bei einer House Party im vorletzten Semester Hasch gepafft, da war sie sich fast sicher. Bess wich seinem hoffnungsvollen Blick aus und ging schnell weiter.

Während sich Charlie den Bartresen entlang bewegte, ließ sie den Blick schweifen. Ein Gesicht kam ihr vage vertraut vor. Wer war das nur? Kannte sie die Frau aus dem Statistikkurs? Nein, eher nicht. Aus dem Rettungsschwimmer-Lehrgang?

In der Erinnerung daran musste Charlie schmunzeln. Nachdem es ihr nicht gelungen war, einen »Ertrinkenden« den Regeln entsprechend umzudrehen, hatte der Lehrer sie kurzerhand aus dem Kursus geworfen und sie damit zu einem grauenhaften Ferienjob verdammt. Wäre sie nur ein bisschen aufmerksamer gewesen, hätte sie am Strand von Cape Cod in der Sonne liegen können, anstatt bei J. Crew T-Shirts stapeln zu müssen.

Plötzlich trafen sich ihre Blicke. Mit einem Lächeln kam die Frau näher, und Charlie erinnerte sich. Naomi! Die unglaublich grazile, modelgleiche Schönheit, mit der sie im ersten Semester zusammengewohnt hatte.

»Naomi!«, rief Charlie und bereitete sich auf eine Umarmung vor.

»Hallo. Heißt du nicht Carrie?«, erkundigte sich Naomi unsicher. »Ich habe mir das Hirn zermartert ...«

»Charlie, genauer gesagt.«

»Ja! Charlie! Wie konnte mir das nur entfallen? Entschuldige mein schlechtes Gedächtnis. Aber wenigstens habe ich mich an dein wunderschönes Gesicht erinnert.«

Charlie errötete. Naomi fand sie hübsch? Ausgerech-

net Naomi? Plötzlich kam sie sich wieder vor, als wäre sie vierzehn. »O bitte, du brauchst dich doch nicht zu entschuldigen. Wie geht es dir, Naomi?«

»Mir geht es gut, danke. Und dir?«

»Ebenso. Mehr oder weniger. Meist weniger. Aber hör mal, hast du das College verlassen? Mir kommt es so vor, als hätte ich dich nach dem ersten Semester nie wieder gesehen.«

»Ich habe das Studium abgebrochen. Genauer gesagt, ich bin durchgerasselt. Meine Eltern waren natürlich alles andere als erfreut, und ich bin nach New York zurückgekehrt.«

»Du bist in New York aufgewachsen? Das habe ich gar nicht gewusst. Aber irgendwie erklärt das deinen Chic, deine Kultiviertheit.«

»Was meinst du damit? Damals war ich alles andere als kultiviert.«

»Aber selbstverständlich. Wir anderen steckten alle in zerrissenen Jeans und gammeligen North-Face-Jacken, aber du wusstest, wie man sich kleidet. Und du warst so distanziert. Wenn du überhaupt mit jemandem zu sehen warst, dann mit diesen Künstlertypen auf Skateboards. Sie gingen nicht auf die Boston University, oder?«

»Nein«, lachte Naomi. »Sie besuchten das Emerson College. Gott, ist das lange her. Es ist unglaublich, wie sich alles verändert hat. Wir sind alt!«

»Du sagst es«, stimmte Charlie zu. Über Naomis Schulter sah sie, wie sich eine dunkelhaarige Frau mit ungläubigem Gesichtsausdruck näherte. Sie begrüßte Charlie mit einem lautlosen »Hallo« und tippte Naomi schüchtern auf die Schulter.

Naomi drehte sich um. »Das ist doch nicht möglich! Sabine! Hi!« Die Frauen umarmten sich.

»Entschuldige Charlie, kennst du Sabine?«, erkundigte sich Naomi. »Wir beide haben zusammengewohnt.«

»Mir kommst du bekannt vor.« Sabine streckte Charlie die Hand entgegen.

»Du mir auch. Ich glaube, du hast mir einmal mit Waschpulver ausgeholfen«, antwortete Charlie.

»Warte mal. Ja. Jetzt erinnere ich mich. Du hattest Unmengen zu waschen, aber kein Pulver mehr.«

»Ja, das war ich. Ich habe immer so intensiv gebüffelt, dass sich meine Sachen bis zur Decke stapelten, bevor ich daran dachte, sie zu waschen.«

»Was machst du so, Sabine?«, fragte Naomi. »Es ist Ewigkeiten her ...«

»In der Tat. Ich hatte befürchtet, hier niemanden zu treffen, den ich kenne, und freue mich, auf dich gestoßen zu sein. Ich habe mich immer gefragt, was aus dir geworden ist.« Sie wandte sich Charlie zu. »Naomi war die beste Mitbewohnerin, die man sich vorstellen kann. Erstens glänzte sie meistens durch Abwesenheit. Und zweitens, wenn sie mal da war, lieb sie mir ihre Klamotten und frisierete mir die Haare.«

»Und erinnerst du dich an das Augen-Make-up?«, lachte Naomi. »Du hast mich immer angefleht, dir die Augen auf »geheimnisvoll« zu schminken.«

»Ja! Niemand konnte das besser als du. Und dann hast du mich fotografiert.«

»Hey, Charlie!« Bess stieß zu ihrem kleinen Kreis. »Ich bin alle meine Flyer losgeworden. Und bevor du fragst – ich hätte gern ein Glas Patrón.«

Charlie lachte. »Wir unterhalten uns gerade über die alten Zeiten.«

Sabine setzte ihre Unterhaltung mit Naomi fort. »Fotografierst du noch? Du warst so begabt. Du hast es ge-

schaft, selbst mich wie ein Model aussehen zu lassen, und das ist für gewöhnliche Sterbliche eine geradezu unmögliche Aufgabe.«

»Verzeih, wenn ich widerspreche«, entgegnete Naomi.
»Das war ganz und gar keine unmögliche Aufgabe.«

Sabine schmunzelte. »Also wie ist es? Fotografierst du noch?«, hakte sie nach.

»Nicht mehr«, entgegnete Naomi knapp.

Charlie nutzte die kleine Pause. »Das ist Bess, Ladies. Bess, kennst du Naomi und Sabine?«

Bess blickte die beiden intensiv an. Naomis offenkundiges Unbehagen weckte ihr Interesse. Das war genau das, wonach sie gesucht hatte. »Bist du nicht das Mädchen, das selbst mit Rastalocken schick aussah?«, erkundigte sie sich.

»Ich hatte Rastalocken, aber ob das nun besonders schick war – ich weiß nicht recht«, antwortete Naomi.

»Ja, dann kenne ich dich. Du warst ›Lisa Bonet‹«, erklärte Bess.

»Was?«, lachte Naomi.

»So habe ich dich für mich genannt. Findet ihr nicht auch, dass sie Lisa Bonets Spiegelbild ist?« Fragend sah sie die anderen an.

Bevor die reagieren konnten, deutete Bess auf Sabine.
»Und du warst mit mir in einem meiner Englischkurse! Shakespeare? Letztes Studienjahr?«

»Bei Professor Gottlieb«, rief Sabine. »Natürlich. Jetzt erinnere ich mich an dich.«

»Und was fängst du nun mit deinem brillanten Abschluss an? Schreibst du Bestseller?«, erkundigte sich Bess.

»Schön wär's ja. Aber ich bin nur Lektorin in einem Verlag.«

Das Bedauern in Sabines Stimme entging Bess nicht.

Sah ganz so aus, als könnte sie hier einem weiteren un-erfüllten Traum auf die Spur kommen. Bess fühlte sich bestätigt. Ihr Artikel schien Substanz zu bekommen.

»Von welchen Flyern hast du eigentlich gesprochen, Bess?«, wechselte Naomi das Thema.

»Charlie hat ein Yoga-Studio in Bushwick. Dafür wollte sie hier bisschen werben. Ich habe ihr geholfen. Abgesehen davon hatte ich so etwas zu tun und brauchte nicht ratlos in der Gegend herumzustehen.«

»Du führst ein Yoga-Studio?«, fragte Sabine nach.
»Das ist ja großartig. Ich wünschte, ich wäre ein Yogi. Ich wollte mich schon immer damit befassen, aber bisher ist mir der Sprung aus der täglichen Tretmühle auf die Matte noch nicht gelungen.«

»Warum nicht? Yoga lässt sich wunderbar mit anderen Sportübungen kombinieren.«

»Ich schaffe es doch kaum für eine Stunde im Fitnessstudio aus dem Bett«, erklärte Sabine. »Oder genauer gesagt, ich rede mir ein, keine Zeit zu haben, um das schlechte Gewissen zu verdrängen.«

Naomi lachte. »O ich weiß, wie wirkungsvoll man sich überzeugen kann, wenn man etwas nicht tun will. Während meiner Schwangerschaft habe ich mich intensiv mit Yoga befasst, doch dann ... Nun ja, ich habe aufgehört. Aber ich würde gern wieder anfangen.«

»Worauf wartet ihr noch, Ladies?«, lächelte Charlie.
»Kommt in mein Studio. Wie wäre es mit einem Kurs am Samstag? Sobald ihr euch auf nur sechs Wochen einlasst, werdet ihr nie wieder nach Gründen suchen, Yoga erneut aufzugeben. Wenn ihr erst einmal dabei seid, verändert sich euer ganzes Leben.«

»Ja, Charlie hat das Geldscheffeln der Wall Street hinter sich gelassen, nachdem sie Blut geleckt hatte«, klärte Bess

die beiden anderen auf. Sie war an Yoga zwar nicht im Geringsten interessiert, aber wenn es ihr gelang, Sabine und Naomi zum Mitmachen zu überreden, könnte sie Näheres über ihre nicht realisierten Träume in Erfahrung bringen sowie herausbekommen, warum Charlie ihr früheres Leben auf den Kopf gestellt hatte.

Sie wandte sich Charlie zu. »Ich bin dabei. Vielleicht werde ich zwei oder drei Samstage ausfallen lassen, weil ich verreisen muss, aber ich bin dabei.«

»Wie weit ist es vom East Village nach Bushwick?«, wollte Sabine wissen. Die Vorstellung einer längeren Subway-Fahrt am Samstagmorgen war nicht unbedingt be rauschend.

»Es ist keine Weltreise, vielleicht eine halbe Stunde«, antwortete Charlie. Sabine dachte daran, wie sie ihre Samstagvormittage in letzter Zeit verbracht hatte. Mit ihrer Katze, der Zeitung und *That's So Raven* im Fernsehen. Dann dachte sie an den kommenden Frühling und an ihre Oberarme. Sie *schwabbelten* ...

»Ich mache auch mit«, erklärte sie.

»Nun, ich wohne in Brooklyn, also wäre es für mich kein allzu weiter Weg«, sagte Naomi. »Und auf Noah könnte meine Nachbarin aufpassen. Auf mich kannst du auch zählen, Charlie.«

»Phantastisch!« Charlie strahlte. Sie reichte den beiden jeweils einen Flyer. »Hier findet ihr die Adresse und eine Wegbeschreibung. Wollen wir morgen beginnen?«

»Nur nichts überstürzen«, wandte Bess ein. Sie musste ihre These noch genauer durchdenken, bevor sie zu Werke ging. »Verweilen wir lieber eine letzte Woche in unserer bisherigen Existenz.«

»Ich finde auch«, stimmte Naomi zu. »So schnell finde ich bestimmt keinen Babysitter.«

»Du schuldest mir noch einen Drink, Charlie«, erinnerte Bess lachend.

»Lasst uns alle ein Glas trinken«, schlug Sabine vor. Sie traten an den Tresen. »Vier Patrón, bitte.« Der Bartender füllte vier Gläser bis zum Rand und schob Zitronenscheiben sowie einen Salzstreuer in ihre Reichweite.

»Auf unseren Yogakurs!«, rief Bess.

»Auf unseren Yogakurs!«, wiederholten Charlie, Naomi und Sabine.